

der Lichtblick



Ländergesetz

Ick gloob ick steh im Wald!

Schuldenregulierung

Wir sagen euch wie - fünfter Teil

Unterstützt die Petition

Das Überbrückungsgeld ist wichtig für Inhaftierte

Es soll keinen Exoten neben mir geben

Ein ehemaliger tegeler Gefängnispfarrer erzählt die Geschichten der Anderen - in seinem Buch

Die Knast-Telefontarif-Haie

Wie die Firma Telio versucht den Markt weiterhin zu beherrschen und die Ministerien ihr den Rücken freihalten

Es soll keinen Exoten neben mir geben

Ein Gefängnispfarrer erzählt die Geschichten der Anderen

von Sonja John

Rainer Dabrowski beginnt seine Erinnerungen an die Arbeit als Pfarrer in der JVA Tegel mit einer knappen Selbstvorstellung: Er habe drei Kinder, sei verheiratet und 60 Jahre alt, aber alles andere an ihm sei „außergewöhnlich“. Das gesamte Buch durchzieht sein Versuch, die Leserschaft davon zu überzeugen, wie exotisch er sei, wo er doch so einer unüblichen Arbeit nachgehe. Wie er seinen Job besonders oder außergewöhnlich ausfülle, wurde durch die Lektüre der Seiten allerdings nicht klar. Er bildet sich zwar ein, er habe, barmherzig wie er ist, 23 Jahre freiwillig im Gefängnis verbracht und sich damit „nicht nur einen himmlischen Bonus erworben“ (19). Jedoch widmete er nicht ehrenamtlich seine Freizeit; Gefangenenkontakt steht an zentraler Stelle seiner Stellenbeschreibung, und er wurde dafür bezahlt. Die Aufgabenstellung in seinen Worten: „Den Seelenmüll des Menschen zu entsorgen, der ihn von allein nicht mehr losgeworden wäre“ (81).

Im Pfarramt bietet die Kirche begehrlige Annehmlichkeiten: Sondersprecher in speziellen Situationen, zusätzliche Treffen mit Angehörigen in relativ offener Atmosphäre, Kaffee, Kekse, Tabak, frei verfügbare Telefone und Internetanschlüsse, freie Zeit, Schweigepflicht und die Möglichkeit für Schmuggel. Da der Pfarrer überdies an Vollzugsplankonferenzen teilnimmt, ist er für Insassen strategisch wertvoll. Der ehemals hohen Nachfrage seiner Person (bzw. seines Amtes) ist wohl die Oberlehrerattitüde des Frühpensiónärs geschuldet, mit der er seine Ratschläge verteilt.

Das Wort „Exot“ verwendet Dabrowski sehr großzügig. So bezeichnet er sich anfangs selbst, dann die Insassen, deren Besucherinnen und später psychisch Kranke. Letztgenannte „Exoten“, unerklärlicher Weise durch Richter oder Sachverständige hafttauglich und zurechnungsfähig geschrieben, würden nun den Strafvollzug hoffnungslos überfordern. In seiner Exotenhierarchie rangiert der weibliche Besuch ganz oben: „äußerst exotisch“. Der „normale Betrachter“ würde sich beim Anblick der Frauen in Mini Röcken, knappen T-Shirts und High Heels abwenden. Sie sahen „dermaßen billig aus, dass ich schon versucht war, korrigierenden Rat zu geben“ (87), schreibt er. Hauptgesprächsthema in der JVA sei das Essen, aber dem widmet Dabrowski nur ein Fünf-Zeilen-Kapitel. In das Buch kamen nicht Themen, die Insassen diskutieren, sondern mit denen sich der Autor die Aura des Exoten geben kann.

In Tegel habe Dabrowski das „System des Wegduckens und der Unauffindbarkeit“ kennengelernt. Insassen suchten sich Nischen, um der Tegeler Langeweile zu entgehen, u.a. im Pfarrbüro. Doch auch der Pfarrer gewöhnte sich bald das Wegducken an, denn die „Gefangenen gieren nach Gesprä-

chen.“ In seiner Ordination zum Pfarrer gelobte er, keinen Hilfesuchenden abzuweisen, aber bald legte er sich einen abweisenden Gesichtsausdruck zu und mied die Freistundenhöfe. Auch wurde er mit seinen Gesprächspartnern wählerisch. Einen angeblichen ehemaligen Söldner ließ er hinausschmeißen. Die brutalen Geschichten – Wahrheitsgehalt dahingestellt – missfielen dem Pfarrer, also gab es da kein offenes Ohr. Letzteres berichtet er stolz, aber andere nicht eingelöste Gesprächsversprechen bescherten ihm nun schlaflose Vorruhestandsnächte.

Mit den Geschichten der „seelsorgerischen Unikate“ füllt der Pfarrer die Buchseiten. Der Spannungsbogen ist erreicht, als der Held die Wohnung eines einsitzenden Musikfans besucht. Er begibt sich auf eine Reise „in eine der finsternen Berliner Quartiere nahe dem Hermannplatz. Ins tiefste Neukölln“. Hui! Was kommt nun? Er findet sich in einer lebensbedrohlichen Situation wieder: Eine zugehörnte, halbnackte Frau schläft mit einer Zigarette im Mund ein, während ihr Kampfhund an seinem Knochen knabbert. Sex, Drugs, and Rock'n'Roll. Das Buch muss sich ja verkaufen! Bei einem anderen Hausbesuch in den Niederungen der Sozialhierarchie begegnete der Held einem „Höllwesen“, einem „Ungetüm“, einer „Riesenschlange vom Kaliber Jurassic-Park“. Spätestens da fragt man sich, ob Herr Dabrowski zum Dramatisieren neigt.

Zweifelsohne ist der Pfarrer für knackige Geschichten anfällig. Und viele Knackis sind großartige Geschichtenerzähler. Das müssen sie sein, um wieder raus zu kommen. Entsprechend wurde Dabrowski oft für Sondersprecher, positive Gutachten oder einfach zum Schmuggeln aufs Kreuz gelegt. Er rät Neuzugängen sogar zu lügen, was das Zeug hält. Wenn sie bei Haftantritt aktenkundig machten, wie aggressiv sie seien, könnten sie schneller Fortschritte nachweisen. Sie sollen sich dem System anpassen. Das hat Dabrowski wohl spätestens in seiner früheren Berufung zum DDR-Grenzsoldat verinnerlicht.

Abgesehen von wenigen Sozialarbeiter_innen hält sich der Pfarrer für den einzigen „Normalen“ in der JVA. An die Kolleg_innen verteilt er Ratschläge: anerkennungsgierige Pfarrer, die mal an ihrer Ausstrahlung arbeiten sollten, Psycholog_innen, die sich mal nichts auf ihre akademischen Titel einbilden sollten, naive Anstaltsbeiräte und Vollzugs-helfer_innen mit Helfersyndrom. Alles „skurrile Typen“, denen zuhause die Decke auf den Kopf falle. Zwischen den Zeilen liest es sich: Es soll keinen Exoten neben mir geben. Wenn Theaterprojekte mit Insassen arbeiten, kehrt Dabrowski endgültig den Platzhirsch heraus. Regisseure würden nur eigennützig handeln und ihre Karriere voran bringen wollen.

Zudem würden sie Betrüger in ihrem sündhaften Benehmen bestärken. Dabrowski sieht nicht das Potential, das Entwicklung von Talenten und Fähigkeiten bietet. Er vertraut auf seine eigene Arbeitsweise: einem was vom lieben Gott erzählen. Betrüger findet Dabrowski eh von allen Gefangenen am unangenehmsten. Sie seien ihm immer einen Schritt voraus, können ihn übers Ohr hauen und manipulieren.

Als Dabrowski Wind kriegte, dass sich „Subkulturen“ in der Kirche trafen, um sich zu unterhalten und zu dealen, wollte er Wände errichten lassen. Das Schmuggeln zu unterbinden und zugleich die Kirche als einen Ort des Gedankenaustausches zu öffnen, kam ihm nicht in den Sinn. Dabei weiß er, dass die Gefangenen hauptsächlich wegen der Gemeinschaft in den Gottesdienst kommen: „Die Botschaft ist völlig uninteressant“ (152). Trotzdem wundert er sich, warum er auf seine Predigten keine Rückmeldung bekam. Dass Monologe nicht mehr zeitgemäß sind, hätte er in der DDR-Kirche lernen können, aber als diese erfolgreich als Gesprächsort fungierte, suchte Dabrowski bereits sein Glück im Westen.

Das Buch ist natürlich nicht für Gefangene geschrieben, die eh Bücher, Insignien des Bildungsbürgertums, nicht wertschätzen. Um so wärmer wurde ihm ums Herz, als er auf eine Prostituierte traf, die Dostojewski gelesen hatte. Da nahm er sich die kostbare Zeit, um mit ihr über Literatur zu plaudern. Dabrowski richtet sich an seinesgleichen, was er stets mit einem „wir“, „uns“, und „normal“ unterstreicht, das er den Anderen, den ungebildeten Knackis entgegenstellt. Er habe das „versteckte Kastenwesen“ in Deutschland entdeckt: „Die ‚herrschende Klasse‘, das sind wir, die wir uns Bücher wie dieses leisten können“ (44), schreibt er allen Ernstes. Auch unterstreicht er immer wieder, dass finanziell arme Eltern nichts taugten; ihnen sei die Bildung ihrer Kinder egal, die sie auch noch mit Unterschichtsvornamen brandmarkten: „Was kann schon dabei herauskommen, wenn zwei äußerst fragile Persönlichkeiten Kinder bekommen?“ (42f.) Und fordert consequentes Einmischen. Ebenso, wenn es um „Ausländer“ geht. (Ja, seine Sprache ist generell ziemlich antiquiert und politisch unkorrekt.) Es müsse „die Möglichkeit eines Abschiebens aus Barmherzigkeit geben“. Denn wenn jemand nicht arbeite, würde er zwangsläufig kriminell. Was würde wohl Jesus über dieses Menschenbild denken?

Der Anteil von Personen unterer sozial-ökonomischer Schichten ist in den JVA überrepräsentiert, doch individualisiert der Autor die strukturellen Ursachen für mangelnde Teilhabechancen breiter Bevölkerungsschichten. Chancenungleichheiten zu thematisieren würde auch bedeuten, dass er sich als weißer Mittelschichtsmann seiner Privilegien bewusst werden müsste. Als die Insassen richtet er reichlich realitätsferne Appelle zur Besserung ihres Verhaltens. Insgesamt geht es in dem Buch nicht um Systemkritik, denn Strafe müsse sein. Er ist überzeugt: „Wer nicht arbeitet, der darf auch nicht telefonieren“ (208). Diesen Satz hat er ohne Verweis von jener Bibelstelle abgewandelt, wo es heißt, „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Zum Glück war er in Zeiten eigener Erwerbslosigkeit nicht so streng mit sich und hat das Sozialamt überweisen lassen.

Die drei Kritikpunkte an der Gefängnisadministration finden sich eher in Nebensätzen: dass der Strafvollzug in Tegel „eher das Wegsperrn in den Vordergrund stellt und völlig risikofrei agiert“ oder „nur begrenzte Möglichkeiten für eine Resozialisierung“ biete (66f). Und: „Der ‚billigste‘ Gefangene ist immer noch der eingeschlossene Gefangene“ (128). Sein Ratschlag an diese Adresse: Mehr Gesprächspartner zur Verfügung stellen. Seine Rolle als Kirchenvertreter sieht er unkritisch, kein Wort zum historischen Beitrag der Kirche mit Armenhäusern und Besserungsanstalten, den Status Quo aufrecht zu halten. Nur einen Hinweis nach 23 Jahren in dem Job an seinen Arbeitgeber: „Seelsorge im Gefängnis sollte immer nur eine Interimstätigkeit sein“ (57). Sonst könnten eigene Gitter im Kopf die Arbeit behindern. Das würde zumindest seine eingeschränkte Sichtweise erklären.

Rainer Dabrowski schreibt mittlerweile an seinem nächsten Buch. Dafür möchte man ihm Hinweise mit auf den Weg geben. Zur Form des Buches: Ein Lektorat wäre eine gute Investition. Das würde ihm auch das Fünf-Zeilen-Kapitel und das Aneinanderreihen von Ein-Satz-Absätzen ausreden, die den Lesefluss behindern und unnötig Papier verschwenden. Inhaltlich könnte er ein bisschen zu Intersektionalität lesen. Dann versteht er vielleicht auch, wieso eine muslimische Teenagerin nicht unbedingt interessiert darin ist, sich von einem (weiteren) alten, weißen Mann die Welt erklären zu lassen. Und, falls er wieder die Erlebnisse anderer verwurscheln will: Wieso nicht Knackis selber schreiben lassen? Es sind ihre Geschichten. Und sie sind die besseren Erzähler. ■



Rainer Dabrowski: *verknackt vergittert vergessen*. Ein Gefängnispfarrer erzählt. Gütersloher Verlagshaus 2015; 224 Seiten, 17,99 €.